

zwei Tage keinen Hunger und keinen Durst. Aber ich wollte nicht essen, ich wollte Rache.“

Muß die Ausbreitung der Gewalt hingenommen werden wie eine Seuche, gegen die allenfalls Abschottung hilft? Müssen die Weißen wieder her? Braucht Afrika einen neuen, sanften Neokolonialismus?

Die Frage wird nach dem Fiasko der Uno in Somalia kaum noch gestellt. In Ruanda griffen Franzosen, Belgier und Amerikaner nur ein, um Weiße zu retten, nicht um das Morden zu beenden. Die Europäer und Nordamerikaner haben das Interesse an Schwarzafrika verloren, seit es ihnen nicht mehr von einer rivalisierenden Supermacht streitig gemacht wird. Die Franzosen, die im frankophonen Afrika jahrzehntelang jedes

Wasserloch gegen fremde Einflüsse verteidigten, räumen jetzt eine Position nach der anderen. Die Vereinigten Staaten wollen das Netz ihrer Entwicklungshilfestationen halbieren. Die Bonner Regierung will nur noch solchen Staaten wirtschaftlich helfen, die die Menschenrechte nicht verletzen – was, wenn es denn ernst gemeint wäre, praktisch auf eine Totalliquidation der deutschen Entwicklungshilfe für Afrika hinausläufe.

Afrika, Kontinent ohne Hoffnung? Nicht, wenn das Beispiel von Charles Osagie-Usman Schule macht. Charles hat kürzlich – im Alter von zwölf Jahren – sein Sturmgewehr abgegeben und geschworen, nie wieder einen Menschen zu töten. Er will jetzt katholischer Priester werden.

Wir hatten schon alles stillgelegt und die Sender gegen Wiedereinschalten gesichert. Nun warfen wir den Generator von neuem an, um mit der Zentrale in Köln Verbindung aufzunehmen. Dort waren sie erstaunt, daß es uns noch gab.

Am Dienstag näherten sich belgische Soldaten. Sie mußten sich aber zurückziehen, weil sie von einer Maschinengewehr- und Mörserstellung 500 Meter von der Station entfernt beschossen wurden. Unsere zweite Chance, aus Kigali rauszukommen, war fehlgeschlagen. Wir fingen an, Proviant aufzustocken und Frischwasser zu fassen.

Die Nacht zum Mittwoch war die schlimmste. Hinter unserer Mauer gingen mehrere Granaten hoch, nur 15 bis 20 Meter von meinem Haus. Ich traute mich nicht mehr, aufrecht in den Räumen zu gehen, sondern bewegte mich nur noch in gebückter Haltung.

Morgens gegen drei Uhr versammelten wir uns im Studiogebäude, das eine Betondecke hat. Hier erreichte uns die Nachricht, daß in Bonn erwogen werde, uns mit Hilfe der Bundeswehr zu retten. Voraussetzung sei allerdings, daß wir einer solchen Aktion zustimmten und die Deutsche Welle darum bitte. Wir diskutierten das auch, mußten aber wieder mit den Folgen rechnen, wenn ein militärischer Einsatz frühzeitig bekannt würde. Im nachhinein meine ich, daß es in einem solchen Fall besser ist, vollendete Tatsachen zu schaffen, statt erst die Betroffenen zu fragen.

Die Lage wurde immer schwieriger. Wir wußten, daß die Straßen vermint waren und daß es überall Barrikaden gab. Bei einem Versuch, auf eigene Faust zum Flughafen auszubrechen, wären unsere Chancen nahezu Null gewesen, zumal schon wieder Bewaffnete zum Hügel kamen. Vor dem Tor sollen bis zu 20 Menschen getötet worden sein.

Plötzlich gab es einen Anruf von der hinteren Eingangspforte: „Die Belgier sind da.“ Als wir das Tor aufmachten, sahen wir Fallschirmjäger, die mit zwei Luftlandepanzern und Geländewagen vorgefahren waren.

Wir schalteten den Generator ab und sicherten die Anlage, das dauerte nur zehn Minuten. Dann sammelten wir uns bei dem Konvoi und begannen die Fahrt, gedeckt von den Panzern. Je weiter wir von der Station wegkamen, um so gefährlicher wurde es. Überall standen Leute mit Speeren, Macheten und Handgranaten. Die Kolonne stoppte an einer Straßensperre, aber die Fallschirmjäger waren in Kampfposition, und wir konnten weiterfahren.

Der Flugplatz wurde von anderen Belgiern gehalten. Als wir in die „Hercules“-Maschine nach Nairobi stiegen, waren wir glücklich, daß sie da waren. □

Die Belgier sind da

Deutsche-Welle-Ingenieur Peter Schäfer über die Rettung aus Ruanda

Schäfer, 33, war seit Anfang 1992 beim Kurzwellensender der Deutschen Welle in Kigali tätig.

Mein erster Eindruck war: Das ist ein Feuerwerk mit dem MG, so nach dem knallenden Geräusch zu urteilen. Dann sagte man uns, daß die Präsidentenmaschine mit einer Rakete abgeschossen worden sei. Wir bekamen das vorletzten Mittwoch mit, weil wir vom Sendergelände aus landende Flugzeuge gut hören können, wenn der Wind in unsere Richtung weht.

Danach fingen die Schießereien an. Die Station liegt etwa acht Kilometer von Kigali entfernt, und wir konnten den Gefechtslärm deutlich hören: das MG-Feuern, das Wummern von Mörsern und Geschützen.

Am Tag darauf kam eine Gruppe von Schwerebewaffneten auf unser Gelände. Sie trugen Kampfausrüstung, automatische Waffen und Gewehrgranaten.

Sie trieben Menschen vor sich her, die zu uns geflüchtet waren. Das Antennengelände ist groß, umgeben von einer drei Kilometer langen Mauer mit Stahlspitzen. Unglücklicherweise fingen zwei Frauen an zu laufen; die Soldaten schossen sofort hinter ihnen her. Beide erlitten Brustkorbdurchschüsse. Wir haben die Leichen dann mit unserem Lastwagen ins Hospital geschafft, das sich auf dem Kinyinya-Hügel vor unserer Station befindet.

Wir hielten den Sendebetrieb aufrecht, solange es Strom gab. Wenn es regnete, flauten die Schießereien ab.

Dann erreichten uns die ersten Nachrichten von der Ermordung mehrerer einheimischer Mitarbeiter, unter ihnen



Augenzeuge Schäfer
„Chancen nahezu Null“

ein Sendebeihilfer und der Telefonist. Aus meiner Mannschaft wurde eine ganze Familie umgebracht. Der Sohn eines afrikanischen Kollegen hatte eine große Bauchwunde und ist wohl gestorben.

Am Montag hieß es, daß uns amerikanische Marineinfanteristen mit Hubschraubern evakuieren würden. Aber irgend etwas ging schief: Sie kamen nicht, obwohl wir weiße Laken als Landekreuz ausgelegt hatten. Unserer Meinung nach hat es nicht geklappt, weil die Aktion irgendwie vorzeitig bekannt wurde.